

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 141.

Mittwoch, 3. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20 000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschanner.

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung.)

Sie rannte vor die Standuhr im Wohnzimmer, hielt vom Balkon Ausschau, neigte sich soweit über die Brüstung, daß eine alte Dame am Nachbarfenster entsetzt aufschrie und die „Jüngste von Schützen“ noch wochenlang eines Selbstmordversuches verdächtigte, und begab sich, in keiner Hinsicht beruhigt, zu ihrem Garderobentischwaben zurück.

Also: das rote, — das getupfte, — das — richtig! Schuhe — Schuhe brauchte man doch auch. Nachdem sie eine Viertelstunde erwogen hatte, ob die beige-farbenen mit passenden Strümpfen oder die schwarz-ladenen mit grauer Beinhülle vorteilhafter und angemessener wären, entschied sie sich für die erste Kombination, was sie keineswegs hinderte, zwei Minuten später in die Lackschuh zu schlüpfen — mit Rosseidenen.

Als Ilse um acht Uhr nach Hause kam, empfing sie Erika bereits in vollem Wids.

„Nanu“, wunderte sich die Ältere, „so in Gala?“

„Gott, wozu habe ich denn die Sachen?“ Es klang merkwürdig kleinlaut.

„Das wohl, aber dein bestes Kleid. — Bist du mit dem Abendbrot fertig? — Ich möchte mich dann noch gern ein bißchen hinlegen.“

„Hin-le-gen?“ Ein Ozean der Fassungslosigkeit flutete in diesem einen Wort. „Du kannst dich doch jetzt nicht hinlegen! Du mußt dich sogar wahn-sinnig beeilen.“

„Aber weshalb denn? Ich brauche ja erst um zehn Uhr da zu sein.“

„Um zehn Uhr? Früher sagtest du um neun Uhr.“

„Das ist schlecht möglich, mein Kind, weil ich es früh noch gar nicht wußte. Um zehn Uhr treffe ich Rendler im Direktionsbüro vom „Spendid“. Vorher —“

Erika ahnte den vernichtenden Zusammenhang.

„Rendler? Ich denke, wir wollten zum Potsdamer Platz fahren. Immer machst du solche Geschichten, und ich — ich habe mich schon so gefreut!“

Die letzten Silben dehnten sich verdächtig. Die Unterlippe schob sich unheilverkündend vor. Jetzt kulterte die erste, immer dienst- und abmarschbereite Träne.

„Nur keine Heulerei!“, flehte Ilse mit beschwörend erhobener Hand. „Du weißt, Gewohnheit stumft ab, und das wäre glücklich das zweite Wassermanöver in dieser Woche. Außerdem ist es in diesem Falle vollkommen zwecklos, ich muß unbedingt dienstlich ins „Spendid“. — Hör mal, hat Tante Helga mir den Abendmantel geschickt? Kleid auch? Ist ja wunderbar! Aber ich mache dir einen Vorschlag: Fahre allein! Du entschuldigst mich und — na, das weitere wird sich ja finden! Du wirst mich vermutlich in recht würdevoller und manierlicher Weise ersetzen.“

Nach etlichen „Wenn“ und „Aber“ erklärte sich Erika mit der Lösung des gefährdeten Problems einverstanden und fand sie darüber hinaus sogar sehr romantisch und interessant.

Als Ilse halb besorgt und halb scherzend fragte, ob

sie denn den jungen Mann auch erkennen würde, da doch weder ein aufgespannter Regenschirm noch ein Sträußlein im Knopfloch verabredet sei, erhielt sie die zuversichtliche Antwort:

„Lächerlich, so was hat man ganz einfach im Gefühl.“

Trotz des schönen Glaubens an die untrügliche Stimme des Gefühls suchte Erika aber zu „eventuellem Vergleich“ aus der Bilderkollektion das deutlichste, den schwarzen Glanzabzug, heraus und empfahl sich mit dem Versprechen, nicht zu spät zu den heimischen Penaten zurückzukehren.

Und um den weiteren Geschehnissen einmal vorzugreifen, sei hier bemerkt, daß Erika punkt neun Uhr unter der Normaluhr am Potsdamer Platz wirklich mit dem Herrn zusammentraf, der auf ihre Schwester wartete und sich ihr vorstellte:

„Heinz Hübner.“

Ilse hatte ihren anfänglichen Vorsatz, der Erikas Gleichmut und Vorfreude so grausam erschütterte, vor Antritt der nächtlichen Exkursion noch ein bißchen auszuweichen, wieder fallen gelassen. Sie konnte selbst zu kurzem Ausspannen keine rechte Ruhe aufbringen und empfand in unmittelbarer Nähe so wichtiger Geschehnisse dieses „phlegmatische Nichtstun“ als völlig ungeeignet, fast sträflichen Leichtsinns. Die zwiespältige Erwägung von Erfolg oder Zwecklosigkeit des von ihr vorgeschlagenen Besuches im „Spendid“ verstreute alle Spuren von Mattigkeit und Müdigkeit.

Denn die Idee, als perlen- und brillantengeschmückte grande dame an dem abendlichen Hausball des Hotels teilzunehmen, während Rendler und ein weiterer im Saal anwesender Kollege Personen, die sich ihr in auffälliger oder bedenklicher Weise nähern würden, beobachten sollten, stammte von ihr.

Sie war dabei, obgleich ihre Ansicht zunächst auf Widerspruch gestoßen war, von der Vermutung ausgegangen, daß sich die Diebe entweder noch im „Spendid“ aufhielten oder zumindest noch ihre Kreise um das Hotel zogen. Mister Tunch, New Yorker Börsenspekulant und Dollarmillionär, und seine Gattin, die bestohlenen Amerikaner, die sich auf einer Vergnügungsreise quer durch Europa befanden, waren nach längerem Aufenthalt in Paris vor einigen Tagen in Berlin eingetroffen und hier im „Spendid“ abgestiegen. Der Täter mußte seine Opfer bereits in Paris ausgespäht haben und ihnen nach Berlin gefolgt sein, um hier sein Vorhaben auszuführen, während in der Zwischenzeit die Imitationen des Schmuckes angefertigt worden waren.

Nach Ilse's Dafürhalten konnte es sich nur um einen internationalen Hoteldieb großen Formats handeln. Und diese Spezies von Verbrechern, folgerte sie weiter, die in abwechselnder Reihe, mit einigen Jahren Interim, die Metropolen der verschiedensten Länder beherrschte und dann alsbald wieder für eine kluge Späuno-

Zeit verduftete, hatte stets und jeweilig einen ertrag- und umfangreichen Beutezug in petto, den sie mit unglaublicher Kaltblütigkeit und Frechheit verwirklichte.

Es konnte leicht sein, daß der Dieb gerade die augenscheinlich ungünstigen Verhältnisse ausnützte und darauf spekulierte, daß die Hotelinsassen zu einem Termin, in dem Haus und Bewohner infolge des frischen Vorkommnisses scharf bewacht wurden, einen neuen Fall für unwahrscheinlich und ausgeschlossen halten und sich in einer Art Sicherheitsgefühl wiegen würden.

Rendler hatte nach einigem Zögern, um keinen Weg unbeschritten zu lassen, in ihren Plan eingewilligt und seine Beteiligung zugesagt.

Daß man sie als Kriminalistin rekonstruieren und dadurch vor ihr gewarnt sein könnte, brauchte Ilse nicht zu befürchten. Sie war noch nicht lange im Dezernat für Hoteldiebstähle tätig, und es war kaum anzunehmen, daß die Täter in dem Beamtenheer der anderen Abteilungen so gut Bescheid wußten. Eine Frau, besonders, wenn sie jung war und noch keinen sensationellen Coup zu verbuchen hatte, wurde ja zudem in diesen Kreisen überhaupt nicht für voll gewertet.

Ilse hatte in der ersten Zeit, in der sie im Kriminaldienst arbeitete, sogar gegen den Verdacht kämpfen müssen, daß selbst die männlichen Kollegen im Innersten dieser Ansicht beipflichten und die fünf- und zwanzigjährige Assistentin mehr ihres ansprechenden Äußeren, ihres sympathischen Wesens und ihrer Hilfsbereitschaft und Gefälligkeit, als ihrer beruflichen Befähigung wegen schätzten.

Bis es ihr gelang, in einem führenden Warenhaus, das in seinem Lager handgestrickter Luxuswäsche wiederholt von Verlusten heimgesucht worden war, eine ch-gefeimte und altbekannte Taschendiebin in flagranti zu ertappen und dingfest zu machen. Ilse hätte schwören mögen, daß von dem Tage ab ihre Kollegen sie anders grüßten, ohne beschreiben zu können wie. Sie zogen den Hut vom Kopf, nickten ihr zu und setzten ihn wieder auf. Und doch war es — nach Ilse unerschütterlicher Überzeugung — eben anders als früher.

Dann war eine stille und monotone Periode gefolgt, die ihr bis auf kleinere, unbedeutende Zwischenfälle keine Gelegenheit bot, ihr Können zu beweisen, und Ilse meinte, wieder ohne erklären zu vermögen, inwiefern, daß die bewußten Hute in abermals variiert-ter Form ihren Weg vom Kopf in die Hand und retour zurückzulegen begannen.

Die Affäre im „Splendid“, für sie mit dem heutigen Abend eröffnet, erweckte die heißersehnte Möglichkeit, sich zu rehabilitieren.

Ein positives Resultat zu erzielen — ein Vorschub auf die Seligkeit dünkte es ihr. Ein negatives — eine fast tägliche Blamage.

Man neigt ja so leicht zu Übertreibungen und Gefühlsuperlativen, so lange man jung ist und unerfahren, verliert den Maßstab für Wert und Wichtigkeit der Dinge, überschätzt ihre Wirkung und ihren Einfluß — und Ilse Schütz bildete keine Ausnahme dieser unversehrten, nie veraltenden Regel.

In dem Kimono, den ihr Erika mit sehr viel Liebe und fast noch mehr Wollstückerie zum Geburtstag angefertigt hatte, lag sie vor dem Toilettentisch mit den zahlreichen gemalten und geätzten Döschen und Büschchen, die von Eritas kunstgewerblichem Fleiß ein be- redtes Zeugnis ablegten und von ihr in zärtlichem Besitzerstolz gehegt und gepflegt wurden.

Die „Kleine“ hätte wohl eine höchst indignierte Miene aufgezeigt, wenn sie hätte mit ansehen müssen, wie ihre behüteten Kostbarkeiten achtlos in eine Ecke gepfercht worden waren. Verdrängt von einem plumpen und anspruchsvollen Etwas, das von Natur aus so gar keine Eignung und Bestimmung auswies, auf den Toilettentisch einer Dame zu wandern — einem Alttenbündel.

Den Akten der Hoteldiebin Anna Warnowski.

Trotzdem sie seinen Inhalt schon so oft durch- blättert, überfliegen, gelesen und studiert hatte, daß sie beinahe imstande war, ihn ohne Stöcken auswendig

herzusagen, vermochte Ilse sich keinen Augenblick von ihrem Heiligtum zu trennen.

Es erging ihr darin wie den Abc-Schützen der unteren Schulklassen, die nachts ihre Zibel und ihren Katechismus unter dem Kopfstissen verstauen, in der unverbrüchlichen Zuversicht, dann nichts von dem Ge- lerten zu verschwinden und die mühselig erworbenen Kenntnisse zu dem entscheidenden Moment herüber zu retten, indem man, vor versammelter Öffentlichkeit, für ihr Vorhandensein einstehen muß.

Und während die schmale, weiße Lederrolle geschwind über die Fingernägel tanzte, glitten die Augen über die Protokolle und eng geschriebenen Berichte, die vor ihr lagen.

Falls diese Anna Warnowski, wie der Kriminal- rat argwöhnte, wirklich ihre Hand im Spiele hatte, wie und woran würde sie sie erkennen?

Ilse versuchte aus der Photographie und der Per- sonalbeschreibung der Verdächtigen sich ein ungefähres Bild von ihr zurecht zu zimmern.

Nach den Angaben war die Warnowski blond, Hell- blond. Trug stark onduliertes Haar und tiefge- schnittene Ponnies.

Aber das war wohl kaum noch maßgebend und zuverlässig!

Anzählige Frauen, auch wenn sie nicht vorzüglich und weise berufliche Ziele und Zwecke damit verknüpften, hatten in den letzten Jahren unter der Invasion einer exzentrischen Modelaune ihr Haar färben lassen, — von Änderungen der Frisur vollends zu schweigen! Einige Zeit bevorzugte man in der Welt, die immer en vogue zu sein für ihre Pflicht und ein gut Teil ihrer Daseinserfüllung hält, ein warmes Tizianrot. Augen- blicklich war Götain schick und Protégé der Saison.

Weiter!

Sie war 1.68 groß und wog 1.35.

Heute ist sie sicher spindeldürr, dachte Ilse. Um mindestens zwanzig Pfund magerer. Heute, unter der Despotie der „Linie“, im Zeitalter von Mensendieck, Paraffin und Kalorienlehre ist jede Frau schlank, die etwas auf sich gibt, elegant ist — oder es sein möchte.

Anders konnte sie sich diese internationale Hoch- staplerin kaum vorstellen.

Ilse cremte die Haut, vertrieb eine Spur Karmosin auf den Backenknochen, legte bläuliche Schatten auf die Lider, verlängerte mit dünnen, scharfen Strichen die Bogen der Brauen, tuschte einen kleinen, grellen, kokett geschwungenen Mund. Bürstete das wellige Haar aus der Stirn, zog es in verpielten Locken unter dem Ohr hervor und prüfte ihr Spiegelbild.

„Seltsam“, sie starrte in das geschminkte Gesicht, das das Glas reflektierte, als wäre es ein völlig fremdes und nicht ihr eigenes, alltägliches und vertrautes, „seltsam, wie man sich mit ein paar Strichen und ein wenig Farbe verändern kann.“

Es war töricht und aussichtslos, die Warnowski „erkennen“ zu wollen, vor allen Dingen, wenn man sie nie in Wirklichkeit gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwalben sitzen auf den Drähten.

Die Schwalben sitzen auf den Drähten
Und schaukeln sich im Abendwind.
Bald fliegen die Marienfliegen
Noch höher, wie die Drähte sind.

Die Drähte wanken — Winde wehen.
Die Schwalben fliegen hin und her.
Bald wird man sie hier nicht mehr sehen,
Auf Drähten nicht — und nirgends mehr.

Die Schwalben sitzen — schaukeln — sitzen,
Als hätten ewig sie noch Zeit.
Doch ihre weißen Brüste blühen,
Wie Wolken — unruhvoll und weit.

Georg Kiefer.

Von Dr. Walter Neubach.

rigkeiten verknüpft sein im Hinblick auf den frabbelnden, wimmelnden Menschenhaufen, der die Paradenstraße der äußeren Kephissia-Strasse, die Erdböhlen, Löcher und Bretterbuden an den Nordhängen des Akropolis-Hügels bevölkert. Die Idee des türkisch-griechischen Bevölkerungsaustauschs, die ein verwinkeltes Minoritätenproblem in beiden Staaten einfach aus der Welt schaffen sollte, mag imponierend sein; die praktische Durchführung hat in Athen ein Chaos von Wohnungsleiden geschaffen, das man nicht beschreiben kann. Wellblechdächer, Ristendel, alte Türen als Dach, Vergänge, Steinblöcke, durchlässige Bretterverschalungen als Wände, ein paar Lumpen, fauliges Stroh als Lager: das ist der Querschnitt durch diese Behausungen, die mit Recht türkisch ein Wiener Reporter mit „schweinekobenartig“ bezeichnet hat. Hier ist die eine Hälfte des Janustopfes Athens zur Frabe geworden. (Janustopf, sofern man nicht von den drei Gesichtern dieser Stadt sprechen will, dem klassischen, balkanischen und modernen.) Balkanisch die Straßen, wenn man in die Quartiere zwischen Omonia-Platz, Kolus-Strasse und den Bahnhöfen gerät, ein Terrain für Artistenprüfungen der Chauffeure, mit tiefen, von Regen und Fuhrwerken eingerissenen Löchern und nur innerhalb der Straßenbahnschienen, die wie auf einem Damm laufen, begehbar. Balkanisch die fehlende Kanalisation, die bei einem Regen die Straßen in ein gelbes Rotmeer verwandelt, wenn vom Lykabetos-Hügel die Sturzbäche wie Wildwasser in die Straßen einbrechen; balkanisch die Tatsache, daß, so weit es überhaupt eine Wasserleitung gibt, die Aquadukte der Römerzeit heute noch in Benutzung sind. Daneben das moderne Antlitz der Stadt im Schmuden, gewordenen und stets hilfsbereiten Verkehrshubmann der Hauptzentren, im durcheinanderquirlenden und doch geordneten Autoverkehr an einem Omonia-Platz, den man mit einem Pariser Place de l'Étoile, mit einer Plaza Cataluna oder Barcelonas vergleichen dürfte, sofern die Fassaden seiner Häuser ein bißchen höher und schmuckvoller wären. Das Muster einer Autostraße, die lange, schnurgerade Verkehrsader vom Hafen Phalerou-Viräus zum Synagoga-Platz. Die hat ein reicher Grieche der Levante gebaut, ebenso das im pentelischen Marmor seines Gesteins altbernde neue Stadion, das riesige Geschäftshaus am Synagoga-Platz, das leer steht, weil der Erbauer und Besitzer Royalist ist und nicht eher die Räume vermietet, bis wieder ein König in Athen ist. In solcher Gefinnung steckt, ins Bizarre verzerrt, ein Rest der Geistesgröße, die einen Parthenon, einen Theseus-Tempel geformt hat. Man wird fragen: Und der Staat, die „Hellenische Demokratie“? Man braucht nur die letzten Blätter im Geschichtsbuch Neugriechenlands aufzuschlagen und man wird ein Einsehen haben. Befreiungskämpfe, innerer Hader, Türkentriege, Balkankonflikt, Königreich, Republik, Putz, Welttriege, wieder Putz, kleinasiatische Abenteuer, Revolution, Diktatur (die es vor allem auf kurze Frauenröde abgesehen hatte), eine Demokratie mit mildern Umständen: das ist der Querschnitt 1830 bis 1930. Dazu 1½ Millionen Flüchtlinge, ein paar katastrophale Missernten, Erdbeben. Woher nehmen? Ein Glück, daß die Tabakgrößen in Alexandria und Teppichhändler in Kairo mit solch rührender Liebe an dem zerrissenen, malträtierten Boden ihrer Heimat hängen und ihm hier und da das Schmuckstück einer modernen Straße schenken.

Vielleicht würde die unfahrbare GeistesgröÙe des alten Vellaa, die man nur ala Offenbarung einer anderen Welt gefühlsmäßig erfassen kann, nicht in ao hellem Schein erstrahlen, wenn die LichtfläÙe dieser KulturepoÙe isoliert im Bilde stünde. So wie Roma GröÙe in der Ruinenstadt Timgad des algerischen Hochplateaus. So ist es ein Gemälde von Rembrandtschen Hell-Dunkel, diese Komposition der Dreieckseisterstadt Athen. Eine Synthese von fast grotesker Universalität und Disharmonien, die im ersten Bild unüberbrückbar erscheinen. Weil die Kompromißlose Schwarz-Weiß-Bezeichnung mit gleicher Wirkung das Belle überbelichtet und das Düstere verdunkelt. Bei allen Kontrasten des Stadtbildes und Gegensätzen der Menschen; der blaue Himmel Athens scheint doch mehr als ein rein räumlich zu verstehendes Dach für das Riesenhaus der Bewohner zu sein. Zwar sagt man: zwei Griechen, drei Meinungen, vier Zeitungen. Das hindert nicht, daß am Nationalfeiertag neben- und durcheinander Zeitungen im Festgewand erscheinen, die teils als „Der freie Mensch“, „Das freie Wort“ sehr stark nach sowjetrussischen Ideen riechen, teils in LebensgröÙe den Kopf des letzten Griechenkönigs zeigen. Das Zauberwort „unabhängig“, das einen Zpsilanti zum Helden werden ließ, bringt auch heute noch Republikaner und Monarchisten, Demokraten und Aristokraten unter einen Hut. Parade der ganzen Garnison mit Kanonen, Mault.

esern, wagnen, yronttampier in englischen, deutschen, transsylvanischen, italienischen Stahlhelmen, die Elitetruppe in der alten Uniform der plissierten kurzen Röschchen mit Pompons auf den Schnabelschuhen und Mützenbändern, Trachten aus Thessalien, Epirus und Marnamen, Auffahrt des diplomatischen Korps — der eleganteste Wagen trägt die Farben und Wappen Albaniens! — Böllerschüsse vom Vokabettos und Feuerwerk von der Akropolis: das ist Athen von morgens bis mitternachts am 25. März.

Der Athener zieht lieber die Zementfabrik von Eleusis als den Poseidontempel. Wenn er auf die Schulterloden und Gemüseteller der Kolus-Strasse nicht stolz ist, mag das verständlich sein. Aber das Wasserwerk von Sunion vor den Karatiden des Erechtheions? Das gibt zu denken.

Vielleicht haben die Abziehbilder der Trödlerviertel, die man dort als „byzantinische Reliquien“ verkauft, und die Wagnerbüsten aus Gips immer noch längere Lebensdauer als das, was das westeuropäische Athen in Gestalt von Benzindispens, Briefmarkenhändler, Ansichtstafeln, Tonstücken, die auf „antil“ aufstricheln sind, und Konservendbüsten auf belebten und stillen Gängen der Akropolis zur Schau stellt.

Selbst die Hotels, die den Fremden in sieben Sprachen begrüßen, atmen noch einen Hauch der antiken Gastfreundschaft. Das mutet befremdend an in einer Stadt, durch deren Boden sich bereits die Stahlstränge einer Untergrundbahn geböhrt hat. Buchen wir es auf das Konto des blauen Himmels, der uns in die Hotelzimmer strahlt. Noch eins: „Kundige Thebaner“ wollen wissen, daß man das Insektenpulver nicht zu Hause lassen soll. Das stimmt nicht. Eher soll man vor der Abreise seine ganzen Broden französischer Sprachkenntnisse zusammenrücken, falls das Griechische nur bis zur „rosenringrigen Cos“ reicht.

Kleine Forschungsreise.

Von Siegfried Jacoby.

In aller Frühe zieht das Häuflein Städter zum Luch. Vorn geht ein richtiger Professor. Er hat sich den Naturbegeisterten zur Verfügung gestellt, um sie über Tiere und Pflanzen zu belehren, Handwerker, Kaufleute und Beamte, Männer und Frauen, junge und ältere. Die meisten tragen ein kleines rundes Opern- oder ein tantig gebogenes Jagd-Glas, der Professor einen armlangen Doppeltubus. Er muß deutlicher und mehr erkennen als die anderen.

Das Luch, früher ein großes Moor, ist jetzt flaches Land, durchbrochen von scharfgeschnittenen Seen und Gräben. Seit anderthalb Jahrhunderten arbeitet die Landverbesserung daran, es auszutrocknen. Dort, wo es ihr schon gelungen ist, grünen Wiesen. Ihre Abschnitte sind durch Gebüsch begrenzt. Erlen und Birken begleiten zur Rechten den Weg, den links ein Wassergraben säumt.

„Tü-tü-tü-tü!“ singt es von einem Baum.

Der Professor steht. Das Ganze halt! Das Privatgespräch verstimmt. Die Ferngläser mustern den gelbgeflügelten Sänger. „Goldammer“, flüstert einer. Sie ähnelt einem Kanarienvogel. Der Neuling laugt ihr Bild ins Auge, ihren Namen ins Gedächtnis, und, wer sie kennt, starrt hin, den anderen zur Gesellschaft. Die lehrreiche Gelegenheit macht auch das Alte neu.

Einige drängen sich zum Graben, deuten auf Fische und Schneden, auf Ufer- und Schwimmpflanzen. Ein Wissender, nicht gerade der Professor, nennt ihre Namen. Schnell gewinnt er Ansehen, er ist nicht das erste Mal dabei. Schüchtern lassen andere, was sie wissen. Man glaubt ihnen erst, wenn der Professor ihre Aussage bestätigt.

Der lange Doppeltubus ist auf eine Wiesenstelle, fünfzig Schritte vorwärts, gerichtet. Dort ist Gebüsch zu sehen, doch nichts, was hüpfen und fliegen. Was giebt's? Zwanzig Ferngläser durchsuchen dasselbe Ziel. Seltsam, dieses Mikroskopieren der Landschaft, die wir sonst mit bloßem Auge betrachten. Seine Unzulänglichkeit ist uns bewußt, wenn wir eine Linse über einen Wassertropfen halten oder mit dem Fernrohr auf das Himmelzelt zielen. Plötzlich fliegt darüber etwas kurz auf, stürzt sich herab, setzt sich auf einen Zweig. Wir haben es im Kreise des Glases. Ein Name kommt durch die Schar: „Blauehlchen!“ Das ist der Vogel, von dem man uns auf der Schule sagte, er sei selten. Wir erinnern uns! Der Lehrer erzählte, in seinem Leben habe er nur ein einziges zu Gesicht bekommen. Wie stolz er darauf war! Und nun sollen wir ein Blauehlchen bequem betrachten wie in einem aufgeschlagenen Buch? Erregung geht um. Jedes Glas ist an den Augen. Erst wenn sie sich ganz sattgesehen haben, wagen sie sich von den schwarzen Röhren, die nun zu anderen, längst danach Fiebernden wandern. Ja, das ist ein Tier! Zierlich und anmutig sitzt es im Gezweig. Daß viele Blide seine Linien streicheln, sein Gefieder abtasten, stört es nicht. Der größte Teil des Vogels ist schlicht dunkelbraun und hell wie bei anderen, deren Anblick gleich-

gültig läßt. Aber diese Kehle! Ein großer, blauer, azurblauer Fleck, ein Stüd Pfau, wo seine Bläue berückt, ein Edelstein aus weichen Federn. Die Sonne glüht darauf. Es ist ein stolzer Ruf der Schönheit.

„Ziet, fiet,“ singt der Vogel, dann noch ein paar Töne, dann ein Schnarren. Jetzt, da unsere Augen ihn festhalten, hören wir ihn. Die Mäuler unter den Gläsern sind breit und lächeln. Jemand sagt: „Die Moortönin.“ Die blaue Kehle ist ihre Krone. Wir stehen eine halbe Stunde, dankbar, daß wir bewundern dürfen.

Endlich reißen wir uns los, das köstliche Erlebnis im Sinn. Wir sehen noch Enten, Brachvögel, Habichte, selbst einen Seeadler. Sie überstrahlen das Blauehlchen nicht. Auf einer dünnen Wiesenstelle wächst eine botanische Seltenheit, ein sichelförmig eingeschnittenes Blättchen, geschmiegt um einen kleinen Grünsproß. Beim ersten Anblick könntest du zweifeln, ob eine grüne Raupe oder Pflanze die Erde durchbricht. Jemand stellt das Gebilde als „Mondraute“ vor. Eine Eistrige, die alles aufschreibt, was ihr begegnet, zeigt, ob es stimmt. Sie schrieb: „Mohntraute“. Eine Küchenreinerung verwirrte ihre Hand.

Blauehlchen bleibt die Königin des Tages. Die Pracht seines Brustschens tritt zu dem Schatz der schönsten Dinge, die jeder nach seinem Sinn und seiner Erfahrung im Gedächtnis bewahrt und daraus hervorholt, wenn er seine höchste Augenfreude einmal erneuern will.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Monat. 5. Auftrittszene für zwei Personen. 6. Holländischer Maler †. 7. Arabischer Artikel. 8. Präposition. 9. Hinweisendes Wort. 11. Lateinisch „und“. 13. Fruchtbrei. 14. Stadt in Bayern. 15. Naturerscheinung. — Senkrecht: 1. Landschaft. 2. Erdachse. 3. Weiblicher Vorname. 4. Auszeichnung. 9. Tonstufe. 10. Nordische Sagen-gestalt. 11. Gemeinschaft. 12. Erdmasse.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 134: Waagerecht: 1. Bad. 4. Ilm. 7. Sonne. 9. Er. 11. Man. 14. Es. 17. Re. 18. Tau. 21. La. 22. Welle. 24. Boe. 25. Mut. — Senkrecht: 2. As. 3. Dom. 4. Inn. 5. Re. 6. See. 8. Das. 10. Rinde. 12. Segel. 15. Me. 16. Tal. 18. Tee. 19. Al. 20. Urm. 22. Wo. 23. Eu.

Wußten Sie das schon?

In Moskau muß man zehn Rubel Strafe zahlen, wenn man einen Arzt unnötigerweise rufen läßt.

In der Lombardei steht eine Zypresse, die zur Zeit von Christi Geburt schon vierzig Jahre alt war.

Die Briefmarkensammlung des Königs von England, deren Wert noch niemand abgeschätzt hat, füllt annähernd 200 Bände.

Die Luftmenge, die ein erwachsener Mensch täglich ein- und ausatmet, wiegt etwas über 15 Kilogramm oder ungefähr sechsmal so viel wie die flüssige und feste Nahrung, die er in der gleichen Zeit braucht.

Ohne Tauchapparat kann der Mensch sich 4 Minuten 29% Sekunden unter Wasser aufhalten.

Die Zahl der in Australien vorhandenen Schafe übersteigt um mehr als das Zehnfache die gesamte Einwohnerzahl der Länder.